

für alle« war jedoch permanentes »Wachstum«. Nur dadurch konnte die ständige Umverteilung aus den Wohlstandsgewinnen erfolgen. Getreu der Devise: Alle haben immer mehr – allerdings, wohlgemerkt, nur in den nördlichen Industrienationen.

Heute können wir uns dieses Wohlstandsmodell schlicht nicht mehr leisten – bei Strafe des eigenen Untergangs. Damit sind wir, über 200 Jahre nach der Französischen Revolution, wieder bei den großen Fragen von Gleichheit und Gerechtigkeit des Jahres 1789 angelangt – jetzt aber im globalen Maßstab.

Denn: »Kein Mensch hat per se das Recht, dem Klima mehr Schaden zuzufügen als andere. (...) Wir müssen China oder Indien die Perspektive geben, dass wir uns in der Zukunft auf gleiche CO₂-Werte zubewegen. Nur so werden sie bereit sein, auch heute schon zu handeln. Nur so werden sie uns glauben, dass wir ihnen zugestehen, ihren Bürgern denselben Wohlstand zu ermöglichen, wie wir ihn haben.«

Dies sind die wohl revolutionärsten Worte, die, man staune, unsere Bundeskanzlerin Angela Merkel je gesprochen haben dürfte. Tatsächlich ernst genommen, verlangen Merkels Worte nichts anderes als die fundamentale Transformation

des wachstumsgetriebenen Kapitalismus.

Doch so richtig die Worte der Kanzlerin sind, die erforderlichen Taten sind ihnen bisher nicht gelungen. Ohne ein fundamental anderes, immaterielles Wohlstandsverständnis wird dieser Übergang nicht zu meistern sein. Sollte uns, sollte dem Westen diese Wende zum materiellen Weniger jedoch nicht gelingen, ist kaum vorstellbar, dass der Süden auf seinen Anteil am globalen Kuchen dauerhaft friedlich verzichten wird. Bereits heute werden die Methoden immer brutaler, mit denen sich etwa China für seine Milliardenbevölkerung Land und Ressourcen in Afrika verschafft. Noch ist also keineswegs ausgemacht, ob es der Welt diesmal gelingt, anders als in den vergangenen 200 Jahren, den großen Krieg zu vermeiden.

»Wenn alles so bleiben soll, wie es ist, muss sich alles ändern«, lautet das bekannte Zitat von Giuseppe Tomasi di Lampedusa. Heute gilt es, Lampedusa zeitgemäß zu variieren: »Auch wenn wir uns radikal ändern, wird vieles nicht so bleiben, wie es ist.« Doch nur dann, wenn wir in den nächsten zehn Jahren die Weichen radikal auf weniger Wachstum umstellen, haben wir überhaupt eine Chance, in diesem Jahrhundert friedlich, demokratisch und einigermaßen sicher zu leben.

Wolf Scheller

»Stadt der Engel«

Christa Wolfs literarische Gewissenserforschung

In den Kalifornien-Impressionen von 1993 beschreibt Christa Wolf einen Traum, der Berlin nach Los Angeles holt: »Kerzen brennen, die viele Menschen in den Händen tragen, sie rufen rhythmisch: Keine Gewalt! Es ist der erfüllte Augenblick, ich weiß es sogar im Traum.« Und dann gibt es auch noch die Szene, in der vier Frauen auf



Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de

dem Highway »We shall overcome« singen. Und so setzen sich 16 Jahre später bei der Niederschrift ihres Romans *Stadt der Engel* die Träumereien von Christa Wolf fort. Und gesungen wird da vor allem von der Ich-Erzählerin, die zwar durchgängig die autobiografische Kennung der Autorin trägt, aber auf keinen Fall mit ihr verwechselt werden darf. Von Schuberts *Winterreise* (»Fremd bin ich eingezogen«) bis zu den reitenden blauen Dragonern reicht das nächtliche Liedgut – und doch haben wir es nicht mit einem heiteren Rückblick zu tun, sondern mit einem literarisch höchst fein gewobenen Erinnerungsbuch, das die Erfahrungen der nunmehr 81-jährigen Dichterin in all ihren vielen Schattierungen reflektiert.

Die Haupterzählung widmet sich ihrem Aufenthalt 1992/93 in den USA, als sich die prominente Autorin aus der inzwischen untergegangenen DDR als Stipendiatin am Getty Center in Los Angeles aufhielt und dort via Fax mit Zeitungsartikeln über den Inhalt ihrer damals von der Gauck-Behörde an die Medien weiter-

gereichten Stasi-Akte informiert wurde. Zu diesem Zeitpunkt geriet Christa Wolf in den »Fleischwolf« des westdeutschen Feuilletonbetriebs. Die als »IM Margarete« geführte Autorin hatte zwischen 1959 und 1962 mehrere Berichte für die Stasi verfasst, was ihr jetzt berechtigte Kritik, aber auch schmähenden Nachruf zu Lebzeiten einbrachte. Sie wurde als larmoyante Mater dolorosa vorgeführt, die aufrecht und gläubig den Kanon des Sozialismus verteidigte, und gerade ihre im erzählerischen Werk so viel bewunderte eher sanfte, deskriptive Vorgehensweise wurde nun mit beträchtlicher Häme bedacht. Doch Christa Wolf, die auch heute bekennt, dieses »kleine Land«, die DDR, geliebt zu haben, hat sich als Motto für ihren Roman einen Satz aus Walter Benjamins Essay *Ausgraben und Erinnern* gewählt: »So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an dem der Forscher ihrer habhaft wurde.«

Die Ich-Erzählerin schreibt all dies in unserer heutigen Gegenwart vor dem Hintergrund der aktuellen Finanzkrise und

der Erfahrung mit der Zäsur von 9/11. Zugleich greift sie zurück bis auf ihre Jugend unter dem Nationalsozialismus, erinnert sich an die Flucht aus ihrem Heimatort, an ihr Studium und an die Frühzeit der DDR, wo sie später zu einer Institution wurde, ohne freilich – anders als die bewunderte Anna Seghers – jemals zur Staatsdichterin zu werden. Allerdings wird im Roman nicht recht deutlich, wie sie heute zu dem SED-Staat steht, auch wenn sie entschuldigend bemerkt, »dass wir in einer Diktatur lebten, der Diktatur des Proletariats. Eine Übergangszeit, eine Inkubationszeit für den neuen Menschen, versteht ihr?«

Ihrer Erzählweise, die immer mit zwei Perspektiven operiert, bleibt sie treu: Sie untersucht das Gestern und vergleicht es mit der Gegenwart. So berichtet ihr erzählendes Ich vom letzten Besuch in Moskau vor 1989. Auf dem Flughafen begegnet sie einem Madrigalchor aus Leipzig, der nach wochenlanger Tournee durch Russland wieder nach Hause zurückfliegt, von ihr aber wissen will, was in Leipzig passiert ist, wie es um die Demonstrationen steht. »Es waren hunderttausende auf der Straße, und nichts ist passiert.« Worauf der Chor das Eichendorff-Lied »O Täler weit, o Höhen« anstimmt, die Erzählerin ihrem Du aber anvertraut: »Du als einzige von allen Zuhörern verstandest, warum sie sangen, und du musstest dich wegdrehen und hättest dein wehes und bewegtes Gefühl nicht benennen können.«

Christa Wolf sucht auch in diesem Buch immer wieder die größtmögliche Nähe zu ihren Figuren. Aber ihr fiktionales autobiografisches Erzählen verläuft sich doch allzu oft in einer peniblen, nahezu dokumentarischen Recherche. In Los Angeles, der »Stadt der Engel«, sammelt sie, was ihr an historischem Stoff über die Geschichte der Emigration begegnet, die während der 30er Jahre hier in Santa Monica zum Schmelztiegel des Exils wurde. Immer wieder liest sie in den Tagebüchern von Thomas Mann, spürt dem Agieren von

Brecht, Schönberg, Feuchtwanger und Einstein nach – und konstatiert bei sich selbst die anhaltende »Fassungslosigkeit über Deutschland«. Beim Besuch der vielen Dinnerpartys trifft sie dann auf die Enkelgeneration, etwa auf junge jüdische Paare, die sie nach den Verhältnissen in Deutschland befragen, vor allem aber von ihr wissen wollen, was das für ein Regime war, unter dem sie in der DDR gelebt hat.

Den sozialistischen Überwurf nicht abgelegt

Das fiktionale Erzähler-Ich der Christa Wolf macht es sich nicht leicht mit der Beantwortung solcher Fragen. Überhaupt trägt die Autorin schwer an ihrer Vergangenheit als Bürgerin der DDR, die diesen Staat bejaht hat, ihn nicht als Unrechtssystem ansieht und ihm innerlich in der ihr eigenen skrupulösen Haltung die Treue hält. Ihr berühmtes Buch *Kein Ort. Nirgends* hat ihr damaliges Lebensgefühl kenntlich gemacht. Das wird auch jetzt im neuen »Roman« erinnert. Sie hat den Glauben an die Reformierbarkeit des Systems keineswegs verloren, auch wenn sie unter den Bedingungen dieses paranoiden Verfolgungsstaates leiden musste, was sich in den 42 Bänden ihrer Opferakten nachlesen lässt. An ihrer moralischen Integrität hätte nicht gezweifelt werden dürfen, wohl aber an ihrer politischen Einsichtsfähigkeit. Im Buch fragt sich das Erzähler-Ich, warum es sich mit »denen« überhaupt eingelassen habe – und gibt auch gleich die Antwort: »Weil ich sie noch nicht als >die< gesehen habe, glaube ich.« Es ist aber dieses hin und her schwankende Abwägen des Urteils, das es mitunter schwer macht, diese Meisterin der Abstandsverringering und spürbaren Nähe in ihrem Kokon deutlich auszumachen. Im Buch hat sie auch vieles erfunden, was der Vielschichtigkeit des Erzählten zugute kommt, mitunter aber doch belastend wirkt.

Dass die Ich-Erzählerin 1992 noch mit ihrem alten DDR-Pass in die Staaten reist und bei der Ankunft gefragt wird, ob sie überhaupt sicher sei, dass es dieses East-Germany noch gibt, ist ein hübsches Aperçu – aber eben auch nicht mehr. Schwieriger wird es schon mit dem Schutzengel »Angelina« (benannt nach ihrer schwarzen Raumpflegerin), bei dem sich die Erzählerin nach dem ausgiebigen Genuss ihres Lieblingscocktails »Margarita« (dem Whiskey wird häufig zugesprochen) öfters Rat holt. Dabei fehlt es nicht an therapeutischem Zuspruch – etwa bei den häufigen Begegnungen mit einem jüdischen Autor namens Peter Gutman, der über Walter Benjamin arbeitet, oder bei dem japanischen Psychiater, der ihre Gelenkschmerzen mit Akupunktur und lebensklugen Ratschlägen lindert. Und da gibt es eben noch die Korrespondenz einer alten Kommunistin mit einer verbliebenen Freundin, die den Anlass für ihren Studien-

aufenthalt in Kalifornien bildet. Ob sich das alles so zugetragen hat, wie sie es schildert, ist aber nicht entscheidend. Christa Wolf, die sich immer gegen das Etikett einer doppelbödigen Moralistin gewehrt hat, hat ihren sozialistischen Überwurf nicht abgelegt. Denn auch *The Overcoat of Dr. Freud*, wie der Untertitel des Buchs heißt, gibt es zwar nicht, wird aber von Christa Wolf immer dann als Schutzmantel des Erzähler-Ichs eingesetzt, wenn sich die Erinnerung zwischen preußisch-protestantischer Innerlichkeit und säkularisierter Moral zu verirren droht. Sie rettet sich dann flugs in das Gedankenmuster der Autorin: »Ich möchte sein, wo es noch Geheimnisse gibt. Wo nicht einem jeden jedes Geheimnis mit Gewalt entrisen wird, weil nur so die Welt sauber sein kann.«

Christa Wolf: Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud, Roman, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2010, 416 S., € 24, 80.

Ludger Lütkehaus

Die Ohnmacht der Erziehung?

Die Geschichte des Prinzen von Parma

Ludger Lütkehaus

(* 1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.



Initiationsriten sind meistens grausam. Wie um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Fürstensohn zum »vollendeten Mann« gemacht wurde, gibt ein besonders drastisches Beispiel dafür. Die Geschichte spielt im italienischen Herzogtum Parma. Die renommierte französische Autorin Elisa-

beth Badinter, bekannt geworden als Historikerin der Mutterliebe, erzählt jetzt in einem informativen und spannend zu lesenden Buch davon.

Unter den prüfenden Blicken eines ausgewählten Publikums wird der sechsjährige Infant von Parma von seiner Gouvernante und den Kammerfrauen vollständig entkleidet. Danach tastet der herzogliche Chirurg alle Körperteile des Prinzen ab, um schließlich bekannt zu geben, dass er gesund und ohne Missbildungen sei. Einer gesicherten Thronfolge, dem dynastischen Primärinteresse, steht also nichts entgegen. Aber der anatomische Prüftermin ist auch geeignet zu zeigen, wie